

I.

Hochauf rollt die Flut gegen den Strand; sie trägt das reiche Schiff des Kaufmanns in den Hafen, füllt dem Einen das Netz und dem Andern den mühsam gegrabenen Salzteich, läßt auch in Tümpeln und Lachen vielartige Wesen zurück als wehrlose Beute des Ersten besten. Oder aber sie reißt in wildem Ansturme die Menschen, welche ihr vertrauen, mitsamt ihren Werken in den Abgrund. Dieselbe Flut, heute ein Diener, kann morgen das Schiff zerschellen, seine Planken und Güter höhnisch ans Land werfen, eine Beute der Strandräuber, und fruchtbare Gärten unter Schlamm begraben. Unersättlich leckt sie weiter und weiter, bis ihre Zeit um ist und träge Gerinnsel ihren Spuren folgen ins alte Bett zurück.

Es rollt und gischtet auch das Meer der Menschen, wenn die Sommersonne über ihm steht, und in hohen Wellen brandet seine Flut um die Berge, überschwemmt den gewohnten Strand und dringt durch neue Schleusen in traumverlorene Täler, schäumt um einsame Höhen. Auch sie trägt reiches Gut in den abgelegenen Hafen, füllt Netze und Salzteiche; aber auch manchen Schiffer hat sie mitsamt seinem Fahrzeug schon verschlungen und blühende Gärten unter Schlamm begraben. Sie schwillt von Jahr zu Jahr, und mit ihr wächst die Zahl derer, die von ihr das Glück erhoffen und ihren Launen sich anvertrauen. Kaum einer ist am Strand, der nicht sein Teilchen zu erhaschen sucht von dem, was sie bringt. Stille Buchten werden geräuschvolle Häfen, und auf die höchsten Bergespitzen erzwingt der Mensch mühelosen Zugang; unbekannte Dörflein werden berühmt, und wo ehemals kaum einige genügsame Hirten ein spärliches Fortkommen fanden, prangen heute stolze Paläste.

So ging es auch dem Weiler Stägen. Wenn sein Name heute genannt wird, so fragt selten jemand, welche der vielen Ortschaften, die so heißen, gemeint sei; man denkt ohne weiteres an das Hotelstädtchen, das im Oberland innert weniger Jahre aus dem steinigen Boden gewachsen ist und von den höchsten Hoheiten unter unsern Alpengipfeln zu Nachbarn hat. Es grüßt mit seinen roten Dächern zu den Majestäten hinüber, als wäre es mit ihnen auf du und du; aber daß sie als Gegengruß und ihm zu Gefallen das Abendglühen oder den Morgenglanz länger hätten andauern lassen, als es von jeher zu ihrer eigenen Herrlichkeit bei ihnen üblich war, ist freilich noch nie erhört worden.

Vor einem Menschenalter stand von den Gasthäusern noch keines. Auf der langgestreckten, gewellten Fläche, wo sich seither die Neubauten eine der andern vor die Sonne stellten, lagen damals verstreut nur die wetterbraunen Häuschen, bald einzeln, bald zu zweien oder dreien beisammen. Mit Vorliebe hatten erfahrene Bauleute die Wohnstätten hinter einer Erdwelle oder einem Felsblock errichtet,

damit die Gewalt der Stürme sie weniger treffe. Denn der Föhn hat einen freien Tummelplatz auf der Berglehne, die den Weiler Stägen trägt. Sie zieht sich, viele hundert Meter über dem Tal, auf dem Postament des Morgenhorns hin, dessen Gipfel griesgrämig und eifersüchtig nach den größern Berggeschwistern im weißen Festkleid hinüberschaut. Denn es selbst ist zu klein, um des Gletscherschmuckes teilhaftig zu werden, und sein Gewand sind Wälder und Weiden; kaum daß ihm bis in den Vorsommer hinein eine runde, weiße Kappe den eingezogenen Kopf bedeckt. Unter dieser Kappe gucken dann ein paar schrofte, zerrissene Flühe wie ein grobgeschnittenes böses Angesicht herunter auf das einfache Gewand und hinüber zu den schönen Geschwistern. Der große Vorsprung, der mitten in diesem Gesichte steht, heißt denn auch von alters her die Nase, und wenn die Schneekappe im Vorsommer schmilzt, gleiten zwei Sturzbächlein neben ihr herunter, auf jeder Seite eines, so daß es aussieht, als ob das Morgenhorn um den Verlust seines Kopfschmuckes weine. In strengen Wintern aber setzt die Nase einen Eiszapfen an; dann schütteln die zu Stägen die Köpfe, reiben die kalten Hände und sagen: «'s wird ein später Ustig, das Morgenhorn hat einen Nasentropf.»

Von Stägen führte ehemals nur ein schmaler Saumpfad ins Dorf Gletschbach hinunter, zu welchem der weltvergessene Weiler von jeher gehörte. Dieser Weg zog sich durch Schluchten und über Schutthalden, an Sturzbächen vorbei und unter alten Tannen dahin in hundertfachen Windungen, und wo sich ein Ausblick bot, da glänzte zur einen Seite das Schneegebirge, zur andern verlor sich in bewaldeten Flüssen das Gletschbachtal, und gerade vor dem Wanderer, von der gegenüberliegenden Bergeite, dröhnten und schäumten der Gletschbach und seine kleinern Gefährten über Felswände zu Tal.

Noch unlängst aber war es nicht ganz rätlich, beim Abstieg sich dieser Herrlichkeit zu freuen; denn der Saumweg glaubte um seiner selbst willen auf der Welt zu sein und schob dem Wandersmann, der ihm nicht ungeteilte Aufmerksamkeit schenkte, Steine und dürre Äste vor die Füße, so daß mancher, dem eben noch das Herz über der Bergesherrlichkeit aufgegangen war, mit einem unversehnen Sprung oder Sturz in gröbliches Schimpfen verfiel. Die Einheimischen, welche sich nicht nach rechts oder links umsahen, kamen auf dem Pfade ganz gut fort, und da niemand die fremden Wunderfitze gerufen, so mochten sie eben auf ihre Füße selbst achten und nicht der Gemeinde die Kosten einer Wegverbesserung zumuten, wie schon mancher es getan, wenn er hinkend, mit geschundenen Händen und Knien, im Tal ankam.

Der Weg war der Faden, mit dem Stägen und die übrige Welt zusammengeknüpft waren. Er verband die zu Stägen auch mit dem Himmelreich; denn die erste Reise des Neugeborenen ging den Saumpfad entlang zum Taufstein im Gletschbacher

Kirchlein, die letzte des müden Erdenpilgers ebenda zum Friedhof hinab, der das wettergebräunte hölzerne Gotteshaus umgab.

Einige wenige auch waren unternehmungslustig diesem Faden entlang in die Welt hinausgezogen, und ein paar andere, Fremde aus dem Unterland, dafür heraufgekommen. Von diesen in früherer Zeit Zugewanderten ist jedoch nur einer droben heimisch geworden, der Zimmermann und Schnitzler Christen Eicher, der das Waldegghäuschen von seines Vaters Schwester geerbt hatte. Die andern hatten es in der Eintönigkeit und dem harten Leben nicht lang ausgehalten; denn nicht nur drohen die Berge mit Felssturz und Lawinen; nicht nur ist der Boden steinig und sein Ertrag karg, der Sommer kurz und der Winter lang, sondern die Alteingesessenen waren auf dieses Stücklein Boden, das ihre harte Arbeit kärglich lohnte, eifersüchtig und befürchteten eine Schmälerung ihres knappen Fortkommens durch die Zugewanderten. Darum standen sie, wo es galt, sich ihrer wieder zu entledigen, einander einträchtig bei, so sehr sie sonst wegen tausend Geringfügigkeiten geheimen Haß gegeneinander hegen mochten.

Der Unwirtlichkeit des Geländes und dem Übelwollen seiner Bewohner hielt aber Christen Eicher stand, einmal weil sein Haus etwas abseits am Walde oben lag, so daß keine Nachbarn ihn vor seiner Tür plagen konnten; zweitens weil er ein gutmütiger und friedlicher Mann war; drittens und hauptsächlich, weil er eine verständige, liebe Frau hatte, die Freud' und Leid mit ihm teilte, so zwar daß sie jede Freude größer, jedes Leid kleiner zu machen wußte. Und diese stille Verträglichkeit Christian Eichers spann allmählig sogar ein oberflächliches Einvernehmen zwischen ihm und den Stägenern an, so daß sie ihm einige Arbeit gaben, wenn Stall und Scheune schadhaft waren, oder wenn ein neues Haus gebaut wurde. Zwischenhinein schnitzte er Tiere als Kinderspielzeug, die er dann in großen Bündeln dem Händler ins Land hinaus brachte. Er hatte die Schnitzlerei nicht gelernt, sondern nur etwas davon abgesehen, und brachte mit seinem groben Werkzeug auch keine kunstreichen Stücke fertig, so daß er oft von sich selber sagte: «Es ist gut, daß nicht ich die Welt erschaffen habe, sonst würde man Pferde und Kühe nur daran voneinander kennen, daß die einen Hörner und einen langen Stiel, die andern aber keine Hörner und einen Schweif aus alten Bürstenhaaren haben.» Das traf so ziemlich zu. Denn zuerst schnitt er ein paar Leiber mit einem Kopfe vorne zurecht, bohrte vier Löcher für die Beine und schied dann seine bis auf die besondern Merkmale fertigen Geschöpfe in zwei Hälften; den einen wurden lange Schwänze und Hörner eingesetzt, und dadurch wurden sie zu Kühen; den anderen stutzte er die Ohren und keilte ihnen einige Bürstenhaare als Schweif ein; das waren die Pferde; als Beine bekam jedes vier gerade Hölzlein. Zu guter Letzt nagelte er sie auf Brettchen mit vier Rädlein,

strich die Tiere naturfarbig an, und dann hatte weit und breit keiner einen so reichen Viehstand wie der Christen Eicher im Waldegg zu Stägen. Da standen in Reih und Glied Simmentaler Schecken, Schwyzer- und Freiburgerkühe, Schimmel, Rappen und Füchse. Einmal auch versuchte er 's, ein Schaf zu schnitzen, wie er deren beim Händler gesehen; unter der Hand wurde ihm aber ein kurzbeiniger Pudel daraus, und dementsprechend hat er das Wesen dann auch angestrichen, ist aber künftig den Kühen und Pferden treu geblieben.

Ein Künstler war Christen Eicher also nicht; aber seine Schnitzerei brachte doch manchen Batzen ins Haus, den er nur allzugut brauchen konnte. Darum mußten ihm auch seine zwei Buben dabei helfen, sobald ihre Hände das Werkzeug zu umfassen vermochten. Uli, der Ältere, hatte gerade genug Geschick, um die Blöcke zu sägen und etwas zurechtzuhausen. War der letzte bereit, so stahl er sich wieder hinaus zu seinen lieben Geißen. Er wollte Bauer werden und nichts anderes; das einzige Gefallen, das er an der Schnitzerei seines Vaters fand, war die Vorstellung, die hölzernen Kühe und Pferde möchten über Nacht lebendig werden und ihm gehören. Hans, der zweite im Alter, betrieb dagegen die einfache Kunst mit Feuereifer und trug meist ehrenvolle Wunden an den Händen herum, die er sich im Kampfe mit dem zähen Material geholt hatte. Es verdroß ihn auch nicht, daß seine Kühe nicht so waren, wie die gleich benamseten Geschöpfe Gottes, denen er oft nachdenklich und eingehend auf der Weide zuschaute. Und hätte er auch Lust gehabt, einmal eine so zu schnitzen, wie er die lebendigen sah, mit schreitenden Beinen und etwas modelliertem Leib, so brachte er das Werk erstens nicht zustande und zum andern litt der Vater keine solchen zeitraubenden Versuche. Also steckte er denn nach wie vor die vier geraden Hölzchen, je zwei nebeneinander, in die runden Leiber, und wenn sie dann aufrecht standen, so dachte er: Es sind doch auch Tiere, nur nicht rechte.

Immer mehr Arbeit schob Christen Eicher seinem gelehrigen Schüler hin, so daß den oft am späten Abend der Schlaf und der Verdruß ankam. Er hatte gehört, daß diese Tiere, die da in eintöniger Arbeit entstanden, den Kindern im Lande unten zur Weihnacht geschenkt werden, hatte auch schon etliches über die bei reichen Leuten üblichen Christbescherungen gelesen, und wie ihn nun mit der Müdigkeit der Verdruß ankam, war auch der Neid nicht mehr weit. Warum durften jene Kinder sich wochenlang zum voraus auf die Weihnacht freuen, während er zur selben Zeit allabendlich bis in die tiefe Nacht an ihren Geschenken arbeiten mußte? Was hatten jene Gutes, und was hatte er dem lieben Gott Böses getan, daß er sie so ungleich hielt? Und aus dem Neid entsprang die Ahnung einer Ungleichheit, der Gedanke an ein auf Erden bestehendes Unrecht, das den Vierzehnjährigen betrübte und nachdenklich machte. Und während er seine immergleiche Arbeit verrichtete, reisten seine Gedanken in der Welt herum, soweit die

Bücher reichten, die er aus der kleinen Schulbibliothek gelesen, vom Palast zur Hütte, von der Bauernstube zum städtischen Prunkgemach.

Als er einmal seinen mißmutigen Vergleichen bei der Mutter Worte lieh, hörte sie ihm ruhig zu, ermahnte ihn aber eindringlich: «Hans, du bist undankbar gegen Gott! Sei froh, daß du zu essen und ein Obdach, auch liebe Eltern und Geschwister hast, und denke an die armen Kinder, die hungern und frieren müssen. Nimm in der Welt nicht das Maß an denen, die es dem Schein nach besser haben, sondern an denen, die übler dran sind, sonst wirst du ein unglücklicher Mensch.» Da fiel ihm die Geschichte von den armen Kindern ein, die keinen Vater mehr hatten und in kalter Winterszeit in Lumpen betteln mußten, von Haus zu Haus, damit die kranke Mutter im Dachstübchen nicht verhungere. Er hatte damals heiße Tränen des Mitleids auf das vergriffene, schmutzige Büchlein geweint, das die Geschichte erzählte, und auch jetzt dünkte er sich plötzlich wieder glücklich und wohl daran, trotzdem die viele Arbeit einen späten Feierabend erwarten ließ.

Es ging zwar mittlerweile gegen den Frühling, da sonst nicht mehr so viel zu tun war. Aber sobald der Föhn, welcher die Lawinen schon zu lösen begann, den Schnee besiegt haben würde, wollte Christian Eicher am Bau des Steinbühl-Hotels, des ersten in Stägen, mithelfen, und vorher mußte fertig werden, was sich sonst an Tiererschaffungen über das ganze Frühjahr erstrecken durfte.

Die Fremden waren in den letzten Sommern immer zahlreicher vom See durchs Gletschbachtal heraufgezogen, noch weiter nach Stägen, hatten sich mit hungrigem Magen an den Bergen erlabt, und oft hörten die Heuer und Hirten sie ausrufen: Wenn hier ein Gasthaus wäre ...! Aber keiner der bedächtigen Stäger mochte bisher ein solches Wagnis unternehmen, auch wenn ihnen die Fremden so lieb gewesen wären, wie sie ihnen von alters her unwillkommen waren. Ein jeder sah die Wandervögel unwirsch an, und wenn sie gar einer Blume oder der freieren Aussicht wegen ins Gras hinaustraten, so kam der Bauer mit großen Schritten daher und machte ein Gesicht und Gebärden, und schrie so laut an den Sünder hin, daß der ihn verstand, auch wenn er ein stocktauber Engländer war.

Doch reichen die Sprachkenntnisse und Umgangsarten, mit denen man einen Fremden aus dem Gras jagen kann, nicht zugleich aus, um ihn zu beherbergen. Das fühlten die Stäger auch, hatte doch ein jeder von ihnen zu Rotenbalm bei gelegentlichen Marktbesuchen gesehen, wie viel Komplimente in den dortigen Hotels vor den Fremden gemacht werden mußten, und welches babylonische Sprachgewirr schon die Kellner beherrschen mußten. Das war e i n Punkt.

Der andere war der, um den sich im großen und ganzen die Welt dreht, wie der Aaregger-Benz, Eichers einziger wahrer Freund in Stägen, behauptete. Das kleine

Männlein schwor nämlich Stein und Bein, bei rechtem Zusehen sei es eigentlich die Goldfarbe der Sonne, welche die Erde dazu bringe, sich um sie zu drehen; auf der Welt gehe es auch akkurat so. Der Aaregger-Benz hatte fünfzig Jahre in Stägen gelebt und gesehen, welchen Einsatz seine Mitbürger an ein Goldstück wagten, deren noch wenige den schmalen, steilen Saumpfad heraufgekommen waren. Er behauptete auch, die meisten würden sich für einen Batzen die Ohren schlitzen lassen; denn so kämen sie noch leicht dazu im Vergleich zur Arbeit, die ihnen den gleichen Gewinn bringe. Es fehlte also an Geld.

Jahrelang waren nun schon Fremde heraufgekommen, hatten die Schönheit Stägens auch in ihrer Heimat gerühmt und ihren Freunden den Aufstieg angeraten, aber auch hinzugesetzt, wie vorläufig außer den schönen Bergen und den bösen Blicken dort noch nichts zu haben sei. So brachten denn die meisten Speise und Getränke mit, und da nicht jeder seinen Rucksack anderthalb Stunden weit den Berg heraufschleppen mochte, so nahmen sie Träger von Gletschbach und zahlten sie gut.

Dann ging's oft noch weiter, bis aufs Morgenhorn, und eines Tages lief die Kunde in Stägen um, der Bachmichel habe von einer Engländerfamilie einen Fünfliber bekommen, weil er ihr Gepäck von Stägen auf das Morgenhorn getragen hatte. Es war freilich ein Fuder Hausrat, wie Aaregger-Benz sagte, als er ihm zufällig aufladen half. Bündel, Pakete, Tornister türmten sich auf dem Räf, und zu oberst thronte in einem Korb die Teemaschine, die bei jedem Schritt des Führers klingelte, wie das Glöcklein des Leittiers bei der Alpfahrt. Der Bachmichel hatte zwar keinen trockenen Faden mehr am Leibe, als er abends heimkam, aber dafür einen runden Fünffränkler im Sack. Da er bei seiner gelinden Blödigkeit selten genug eine Verdienstgelegenheit fand, so nahm er den Taler heraus auf den Tisch, und der Franzosenkaiser Napoleon und der Bachmichel in Stägen sahen einander lange verwundert an; denn sie zwei hatten vorher noch nie zusammen unter einem Dache gewohnt. Und stolz verkündete Michel des andern Morgens den Glücksfall.

Da solche und ähnliche Fälle sich in demselben Sommer noch mehrmals zutru- gen, merkte ein jeder, daß in dem Strom Gold fließen müsse, dessen winzigstes Well- chen so ergiebig war. Aber anpacken mochte die Sache doch lange keiner. Denn die wenigsten wußten, wie das etwa anzufangen wäre, und die meisten hatten nichts, als ein verschuldetes Heimwesen und eine Stube voll Kinder, Umstände, auf die hin sich nicht wohl eine Hypothek zum Hotelbauen errichten ließ, und sie mochten sich trotz des winkenden Gewinnes mit den Fremden nicht näher einlassen.

Aber einem war die Sache doch in den Kopf gestiegen, und das war der Gemein- derat Aaregger im Steinbühl, Aaregger-Benzens Vetter. Im Herbst hatte er Steine sprengen

lassen, daß Schuß um Schuß hinausdröhnte über das Tal hinweg, zu den Bergen empor, wo zornig das Echo rollte. Das Holz ward gerüstet, das Frühjahr kam mit Lawinenkrachen und stürzenden Wassern, und das Werk nahm seinen Anfang.

II.

Das Geschlecht der Aaregger ist uralt eingesessen im Lande, und in frühern Jahrhunderten scheinen einige von ihnen wahre kleine Herren im Gletschbachtal gewesen zu sein; denn unter den Meiern, welche das Kloster zu Rotenbalm daselbst eingesetzt hatte, sind ihrer ein halbes Dutzend, und die einträgliche Würde vererbte sich wie ein Fürstenlehen vom Vater auf den Sohn. Noch hängt in der Wendbachkirche ein Fensterschild, darauf ein stolzes Bauernwappen prangt, und darunter steht geschrieben: «Ulrich Aaregger, der Zytt Meier des Gottshus Rothenbalm 1518.» Dieser Ulrich war der letzte in der Meierwürde; denn wenige Jahre nach der Stiftung jenes Kirchenfensters legte der Bär seine schwere Tatze auf alles, was an geistlichen Stiftungen in seinen Landen war; der alte Glaube, seine Einrichtungen und Diener wurden durch obrigkeitlichen Befehl umgekrempelt, und die Oberländer, welchen die neue Erleuchtung nicht gleich in den Kopf wollte, wurden mit vorgehaltenen Hellebarden und Spießen darüber aufgeklärt, daß die Regierung den nächsten Pfad zur Seligkeit für ihre Untertanen gefunden habe und in väterlicher Fürsorge keinen mehr auf alten Irrwegen wandeln lasse.

Einer der eifrigsten Streiter für den alten Glauben war jener Ulrich Aaregger gewesen; denn es stund für ihn bei dem Handel nicht nur das ewige Seelenheil auf dem Spiel, sondern, was ihm ebenso wichtig sein mochte, das einträgliche Meierslehen. So zog er denn mit Freunden und Altgläubigen nach Rotenbalm und lieferte mit seiner kleinen Schar der obrigkeitlichen Klosterbesatzung ein Treffen, bei dem er gefangen und darauf hingerichtet ward.

Damit verschwand der Name Aaregger auf Jahrhunderte aus den öffentlichen Geschäften; denn der Regierung klang er nicht genehm. Immerhin sicherte ihm der erworbene Wohlstand im engern Kreise ein ziemliches Ansehen, besonders in der Gemeinde Gletschbach, dem alten Sitz des Geschlechtes. Schon vor dem Übergang im bösen Jahr Achtundneunzig vereinigte ein Aaregger die halbe Bäuer Stägen in seiner Hand; von seinen Nachkommen sahen daselbst noch drei die Fremdenflut hereinbrechen.

Der älteste war Aaregger-Benz am Rain, Eichers Freund und nächster Nachbar; denn der Rain liegt nur einen kleinen Scheibenschuß westlich vom Waldegg. Benz wirtschaftete mit drei Kühlein und hatte dabei genug Arbeit und Einkünfte; ja er

brauchte nicht einmal alles, sondern trug einen Teil samt den Pachtzinsen von einigen ausgeliehenen Bodenstücken auf die Ersparniskasse. Er hatte nicht Weib noch Kind; nur ein alter, halb verblödeter Hund teilte sein Obdach. Und da dieser Hund immer träger wurde, so ging Aaregger-Benz immer häufiger zu Eichers, wo ihm inmitten des gesegneten Hausstandes jedesmal das Herz aufging. Seines bösen Maulwerkes wegen wich man ihm zumeist etwas aus, wenn er mit seinem verkniifenen Gesicht daherkam; und ließ sich das nicht tun, so suchten die meisten mit einem Gruß an ihm vorbeizukommen; denn wenige wußten eigentlich, wie sie mit ihm dran waren. Es konnte sich zutragen, daß seine Hand in die Tasche fuhr und einem zerlumpten Büblein oder einem armen Weiblein einen Batzen gab; oder aber dieselbe Hand flog ebenso plötzlich einem Buben ans Gesicht, wenn der ein Tierlein malträtierte oder einem Nebenmenschen einen Streich spielte.

Aber diese Güte konnte sich immer nur in Taten offenbaren, und Benz mußte sich hüten, dazu ein Wort zu reden, wollte er nicht Sonnenschein in Regen verkehren. Denn es war, als säße in seiner Zunge ein hämischer Geist, der die Gefühle, welche warm und mild aus dem Herzen aufstiegen, verdrehte, so daß bissige und spöttische Worte aus dem zusammengekniffenen Munde schnellten. Wenigstens wurden seine Reden nachgerade so gedeutet, auch wo der Benz niemandem Böses sagen wollte. So hatte er in solchen Dingen sich das Schweigen angewöhnt.

Dafür entschädigte er sich an den allgemeinen Angelegenheiten, und da war ihm die ganze Welt nicht zu groß, als daß er nicht etwas Besprechens- und Bespottenswertes gefunden hätte. Aaregger-Benz am Rain hielt sich für berufen zu reden; denn er hatte mehr gelesen, als alle elf Gemeinderäte von Gletschbach zusammen, und las noch mindestens so viel, als der gleichmütige Pfarrer, von dessen amtsgemäßer Lektüre abgesehen. Auch da reuten ihn die paar Franken für zwei Zeitungen nicht, so wenig als die Kosten für die zwei Beigen Bücher, die sich in seinem Wandschrank allmählig angesammelt hatten. Betreffs Bücher und Zeitungen stand er in Stägen so ziemlich vereinzelt da, gleich wie mit den Ideen, die er daraus bekam und mit denen eine zu Stägen unerhörte Gottlosigkeit Hand in Hand ging. Ohne diese Gottlosigkeit wäre Aaregger-Benz seit Jahr und Tag im Gemeinderat gesessen, als Anwalt und Schützer der armen Mannli und Witwen und Waisen, die nichts zur Sache sagen konnten und vom Gemeinderat nach links und rechts gemäßregelt wurden, weil sie nichts hatten und also nichts waren.

Auch in Gletschbach wurde damals bei der Wahl der Gemeindeväter nach dem bewährten Rezept verfahren, daß man vorab die Reichen nahm und sich nach schlechtweg Gescheiten nur umsah, wenn auf die erstere Weise die gesetzliche Zahl nicht zusammenzubringen war. Reich nach den Ortsbegriffen war nun auch Benz,

nur eben unchristlich, lästerlich unchristlich. Er tat, als habe er dem lieben Gott in den Weltplan geguckt und wisse daher, wieviel Verkehrtes die Menschen aus der frohen Botschaft gedeutelt, die er ihnen durch seinen vielliebten Sohn gesandt. Und dem Pfarrer, der ihm darüber einmal zu Leibe gehen und dem Ärgernis ein Ende machen wollte, fuhr er mit dem zerbissenen Rohr seiner Tabakspfeife wütend unter der Nase herum und schrie: «Herr Pfarrer, mit eurem Herrgott will ich nichts zu tun haben; da ist kein gesundes Säftlein drin, daß Ihr ihn so ängstlich hüten müßt. Ihr schlottert vor dem lieben Gott und schlottert vor dem Teufel; wo soll da etwas Rechtes heraus schauen?»

«Ihr seid ein arger Heide, Benz», ermahnte der Pfarrer, «und allen Leuten seid Ihr mit dem bösen Maul aufsässig, statt Nächstenliebe und Nachsicht zu üben, wie unser Herr Christus geboten hat. Darüber wird einmal Rechenschaft von Euch gefordert werden, bedenket das –»

«Und die werde ich ablegen! Ich denke, wenn man im Himmel hört, aus welchem Quartier der schönen Welt ich komme, so wird man auch begreifen, daß mir das Maul manchmal überging.»

Der Zank spann sich stundenlang fort, einen halben Nachmittag hindurch, und daraus bekam der Pfarrer die Gelbsucht, und Benz blieb der, der er vorher gewesen.

Einen solchen Rebellen und Kirchenfeind konnten also die Armen nicht in den Gemeinderat bringen; denn alle die wohlhabenden Sünder, die er dem Pfarrer genannt, stemmten sich dagegen, voraus sein leiblicher Vetter Ulrich Aaregger, mit dem Benz seit Jahr und Tag böse verfeindet war, sowie Hans Feiß im Boden, der Ulrichs Schwester zur Frau hatte und mit ihm Hand in Hand ging.

So unkirchlich Benedikt Aaregger sich erwies, für so fromm galten Ulrich Aaregger, der Gemeinderat, dessen Schwester und ihr Mann. Sie fehlten keinen Sonntag in der Kirche zu Gletschbach, und Ulrich Aaregger hielt sogar in seinem Hause am Steinbühl noch zwischenhinein Gottesdienst. Nicht einmal der Pfarrer wußte so eindringlich zu predigen wie er, und seine strenge Auffassung des Gotteswortes traf vorzüglich den geheimnisvollen Zug im Gemüte der Bergler, welche die Majestät ihrer Heimat bedrückt und ernst stimmt, und die in Jahrhunderte dauerndem Kampfe von Geschlecht zu Geschlecht um ein karges Fortkommen verschlossen und herben Sinnes geworden waren. Mit ihren Erfahrungen stimmte das strenge und straf lustige Gottesbild überein, das Aaregger ihnen entwarf; denn von Liebe hatten sie weder von der Natur, noch von ihrem Nächsten je viel erfahren. Nicht, daß sie sich in ihrem Tun viel an die strengen Zusprüche und Drohungen mit ewiger Verdammnis gekehrt hätten; die Wahrnehmung der täglichen Interessen ließ das noch weniger zu,

als anderwärts; aber es schaffte ihrem unbestimmten Schuldbewußtsein doch einige Erleichterung, einer Gott wohlgefälligen Handlung, wie es eine so ernste Predigt doch wohl ist, beizuwohnen.

Ulrich Aaregger und sein Vetter Benz waren also in diesen Dingen nicht einig; der persönliche, leidenschaftliche Haß zwischen beiden hatte aber seinen Ursprung in einer Erbteilung gefunden, bei welcher Ulrich und sein Schwager den Rain-Benz um ein Erhebliches an Gülden und Land hintergangen haben sollten. So wenigstens rief Benz noch nach Jahr und Tag nach links und rechts aus; aber es hatte ihn noch niemand deswegen vor den Richter genommen. Einmal an der Gemeinde ging Benz sogar auf Ulrich Aaregger los und schrie: «Gültendieb, was gibst mir, wenn ich dir hier sage, du seiest der schlechteste Hund zwischen Morgenhorn und Thunersee?»

Die Umstehenden riefen: «Uli, das mußt nicht annehmen; wir haben's gehört und sind dir Zeugen.» Aber der Gescholtene zuckte die Achseln und entgegnete: «Ein wahrer Christ segnet die, so ihm fluchen, und verzeihet.» Drauf lachte Benz ihm ins Gesicht: «Du wärest der Rechte, wenn du ein gutes Gewissen hättest!»

Es war unerhört im ganzen Gletschbachtal, daß einer einem andern derart die üble Meinung ins Gesicht sagte. Kurzweilig war es ja immer, wenn zwei über einen Dritten Schlechtes zu reden fanden; aber das tat ein anständiger Mensch in der Stille, mit aller Vorsicht, und derjenige, bei dem die Schadenfreude am größten war, pflegte mit betrübtem Gesicht zu dem Verdächtigten zu gehen und mit steigender Entrüstung zu erzählen, welch niederträchtiges Gerücht der oder jener über ihn verbreite. Oder noch lieber verschwieg man den Namen desjenigen, dem das böse Maul gehörte, um in keine Ungelegenheiten zu kommen. Dieses Tuscheln und Munkeln war ebenso kurzweilig, wie ungefährlich und wurde viel geübt in dem stillen Erdenwinkel, in welchem es an anderer Unterhaltung zur schweren Arbeit gebrach; wo sich der Magen neidisch zusammenzog, wenn der Nachbar zum Essen ging und ihm ein neues Kleid als Hochmut nachgeredet wurde. Dieser Hang zum Munkeln und Neiden ward aus tausend Anlässen geübt und griff von den Lebenden auf ihre toten Vorfahren über, die nach wenig Jahren schon um ihrer bösen Taten willen da und dort in einsamer Nachtstunde gesehen wurden, zur Buße für ihre Sünden auf dieser Welt.

Zwar hatte nur einer in Stägen die gefährliche Gabe, Gespenster zu sehen. Das war der Kneubach-Peter, der in der heiligen Nacht geboren war und mehr konnte, als Brot essen. Obwohl nun eigentlich niemand den Namen haben wollte, er glaube an dessen Zauberkünste, so schlich doch mancher bei Nacht und Nebel nach der verlotterten Hütte in der Kneubachschlucht, um sich Rat und Hülfe zu holen in Fällen, die man weder für Doktor noch Pfarrer geeignet fand. Und dieser Kneubach-Peter bekam auf die Weise Dinge zu hören, die sonst niemandem anvertraut wurden, und es war

wohl ebenso gut die Angst vor Verrat, als die Furcht vor übernatürlichen Kräften, welche ihm eine schonende Behandlung sicherte. Der Kneubacher trug keinen aus; nur gingen zuweilen Berichte um, der oder jener, dessen Gebeine längst neben dem Kirchlein zu Gletschbach lagen, sei dem Kneubacher am Kreuzweg begegnet. Und das war dann immer eine Schande für seine Nachkommen, sowie ein Zeichen, daß der Kneubacher mit diesen uneins geworden.

Eine Zeitlang wetterte der Gemeinderat Aaregger gegen den Unfug, wie er es nannte; da streute der Kneubacher aus, ihm sei der Hundsbühl-Hans begegnet, der das streitige Erbe hinterlassen, und habe ihm genau gesagt, welche Weiden, Äcker und Gülten von Rechtes- und Titelswegen dem Rain-Benz gehörten. Von da an ließ Aaregger den gefährlichen Seher aus Spiel und Predigt; es war dies auch der einzige Ausspruch des Kneubachers, an den der Rain-Benz glaubte. Als es aber gar hieß, der Teufel habe versprochen, den Aaregger zu holen, unterstrich Benz die tröstliche Verheißung mit einem Faustschlag auf seinen wackligen Tisch, daß selbst der schwerhörige Hund, welcher auf dem Stubenboden lag, fragend den Kopf ein wenig erhob und mit den trüben Augen nach seinem Meister schielte.

III.

Der Frühling hatte seinen Einzug gehalten mit Lawinendonner und schillernden Wasserfahnen, die über Fluh und Grat herunterwehten. Die liebe Sonne schien so golden und warm, die Vöglein jubelten so hell in den Zweigen, von denen der zerfließende Schnee rieselte, daß es war wie eine Wiedergeburt der Welt. Die Schneeberge standen in ruhiger Größe Schulter an Schulter und hatten weiße Talare an; die glänzten wie Seide, wo die Sonne drauf schien, und in den Falten lagen bläuliche Schatten. Die Jungfrau trug ein glitzerndes Krönlein, und die Kappe des Mönchs strahlte in neuer Reinheit. Dem Morgenhorn liefen die hellen Tränen über die Backen, und es blinzelte betrübt zur Blümlisalp hinüber, deren Zacken weiß in den blauen Himmel ragten.

Über der auftauenden Erde und der Gletscherpracht wölbte sich unendlich und rein der gütige Himmel, tiefblau und glänzend wie die Enzianen, die schon an schneefreien Hängen neben Krokus und Schlüsselblümchen die braune Erde zierten. Langsam erst erwachten die Gräslein; da und dort hoben ihre grünen Spitzen die verdorrten Blättlein des vergangenen Jahres.

Auch über die Menschen war neues Leben gekommen; die einen reinigten schneefreies Grasland von dürrer Holz und Geröll, andere schafften den sprudelnden